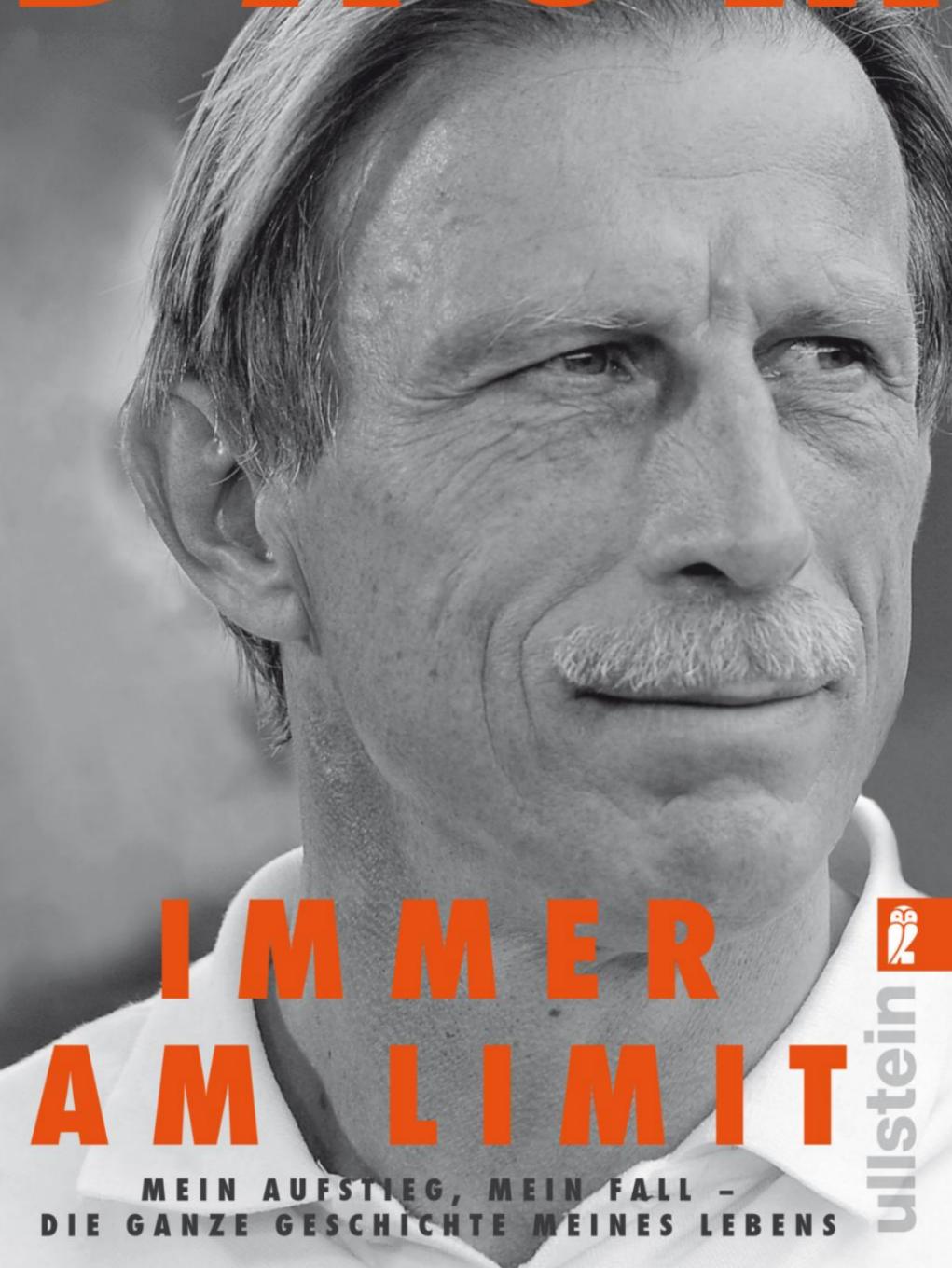


DAUM



IMMER AM LIMIT

MEIN AUFSTIEG, MEIN FALL –
DIE GANZE GESCHICHTE MEINES LEBENS



ullstein

ullstein 

Er kam aus dem Nichts. Aber als er da war, fiel er schnell auf. Mit dem Dauerflackern in seinen weit aufgerissenen Augen. Mit seiner großen Klappe. Mit den Glasscherben, über die er seine Spieler laufen ließ. Oder durch seinen Dauerstreit mit seinem Lieblingsfeind Uli Hoeneß. Er war schon immer ein Grenzgänger und Provokateur. Aber er ist auch immer ein leidenschaftlicher Trainer und Mensch geblieben. Christoph Daum ist ein Wahnsinniger, was seine Arbeit angeht. Er entwickelte sich zu einem der Besten seines Fachs, er gewann Meisterschaften und Pokale, er sollte Bundestrainer werden – und stürzte dann auf beispiellose Weise ab. Der größte Fehler seines Lebens verfolgt ihn bis heute. Doch kaum jemand weiß, wie es dazu kommen konnte. Und kaum jemand weiß, woher er die Kraft nahm, wieder aufzustehen.

CHRISTOPH DAUM, geboren 1953 in Zwickau, gilt als eine der schillerndsten und streitbarsten Figuren im Fußballgeschäft. Als Trainer war er u. a. für den 1. FC Köln, den VfB Stuttgart, Bayer Leverkusen und Besiktas Istanbul tätig, ehemalige Weltklasse-Spieler wie Michael Ballack oder Matthias Sammer bezeichnen ihn bis heute als wichtigsten Lehrer. Aber er machte sich nicht nur Freunde. Auf dem vorläufigen Höhepunkt seiner Karriere stürzte er im Jahr 2000 über die Kokain-Affäre, bis heute einer der größten Skandale im deutschen Fußball.

Der Journalist NILS BASTEK, geboren 1987, hat Christoph Daums Geschichte aufgeschrieben. Er arbeitet seit 2015 für das Sport-Ressort der Deutschen Presse-Agentur (dpa). Christoph Daum lernte er im Frühjahr 2016 kennen.

CHRISTOPH DAUM
MIT NILS BASTEK

IMMER AM LIMIT

**MEIN AUFSTIEG, MEIN FALL –
DIE GANZE GESCHICHTE MEINES LEBENS**

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage November 2021

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020 / Ullstein Verlag
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Sabine Wimmer, Berlin

Titelabbildung: imago images / © Jan Hübner

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Repro: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Aldus nova Pro

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06524-3

INHALT

PROLOG	11
<i>Am Ziel aller Träume – 2. Juli 2000</i>	13
ERSTER TEIL: Aufstieg und Fall	27
<i>Lizenz Nr. 1398 – Der Weg in die Bundesliga</i>	29
<i>Ein Goldfisch unter Haien</i>	45
1. FC Köln 1986/87	
<i>Vom Däumling zum Daum</i>	64
1. FC Köln 1987/88	
<i>Auf dem Radar des FC Bayern München</i>	86
1. FC Köln 1988–90	
<i>Moët, MV und Meisterschale</i>	107
VfB Stuttgart 1990–92	

<i>Die Manege ist eröffnet</i>	128
<i>Beşiktaş Istanbul 1994–96</i>	
<i>Als Reiner Calmund (fast) auf meinem Schoß saß.</i>	144
<i>Bayer Leverkusen 1996–98</i>	
<i>Mein schwerstes Kapitel</i>	164
<i>Bayer Leverkusen 1998/99</i>	
<i>Am Ende aller Träume.</i>	177
<i>21. Oktober 2000</i>	
ZWEITER TEIL: Zurück ans Limit.	189
<i>Shit happens, Chris – so what?</i>	191
<i>Florida 2000/01</i>	
<i>Die Koblenzer Skandal-Show</i>	203
<i>Beşiktaş Istanbul 2001/02</i>	
<i>Kalaschnikows im Kofferraum</i>	219
<i>Austria Wien 2002/03</i>	
<i>Superstars und Dauerdruck</i>	235
<i>Fenerbahçe Istanbul 2003–06</i>	
<i>Habemus Daum</i>	252
<i>1. FC Köln 2006–09</i>	

<i>Heikle Angelegenheiten</i>	269
<i>Fenerbahçe Istanbul, Eintracht Frankfurt 2009–11</i>	
<i>Niemals am Limit</i>	285
<i>Was es bedeutet, Trainer zu sein</i>	
EPILOG	305
<i>Ein unerwarteter Anruf</i>	307
<i>Anfang 2015</i>	
<i>Danksagung</i>	315

»Man kann alles erzählen, nur nicht sein wirkliches Leben.«

Max Frisch, Stiller

»Es hat mich schon immer gereizt, das Unmögliche zu wagen.«

Christoph Jaun
im August 2020

PROLOG

Am Ziel aller Träume

Villa Himmelseher, 2. Juli 2000

Warum starren mich alle so fordernd an? Vor allem Uli Hoeneß, nicht gerade mein bester Freund, sieht gereizt aus. Ich blicke an diesem riesigen Tisch nur in furchtbar ernste Gesichter: Gerhard Mayer-Vorfelder, Wolfgang Niersbach, Horst R. Schmidt, Rudi Völler, Reiner Calmund, Karl-Heinz Rummenigge und eben Uli. Mir gefallen ihre Blicke nicht. Sie sehen aus, als hätte ich ihnen gerade erzählt, dass ich schwer krank bin. Ich merke, wie Uli seine Augen immer weiter zusammenkniff.

Dabei haben wir uns in der letzten Zeit nicht mehr öffentlich gefetzt. Er zieht sein Ding als Manager bei den Bayern durch, ich mache meinen Job als Trainer von Bayer 04 Leverkusen. Ohne großes Palaver. Natürlich hat Uli gemerkt, dass wir den Bayern gefährlich nahe gekommen sind, aber ich hielt meine Klappe. Ich gab in diesen Jahren nur wenige Sprüche ab, ich ließ Taten für mich sprechen. Trotzdem haben sie erneut die Schale gewonnen. Das tut immer noch verdammt weh, wenn ich daran denke, weil wir so nah dran waren wie nie zuvor. Wir hatten drei Punkte Vorsprung, und schon ein Unentschieden hätte für den Titel gereicht. Dann schoss Michael Ballack am letzten Spieltag in Unterhaching ein Eigentor, und das Unheil nahm seinen Lauf. Doch was zwischen Uli und mir war oder ist, spielt im Moment keine Rolle. Die deutsche Nationalmannschaft liegt am Boden. Jetzt geht es um ihre Zukunft. Die Bayern haben das gemeinsam mit dem DFB zur Chefsache gemacht. Und Uli ist wütend.

»Was soll das denn jetzt?!«, fragt er mit ernstem Blick in die Runde. Seine Laune wird immer schlechter. »Wir fahren von München den weiten Weg hierhin, und dann verliest der hier seine Absage?«

Der hier – das bin ich.

Auch Rummenigge ist irritiert. Er schaut mich an: »Was heißt das denn? Ist das endgültig?«

Die ganze Situation schmeckt mir überhaupt nicht. Was soll ich denn antworten? Ich habe noch ein Jahr Vertrag bei Bayer Leverkusen, und der Verein will mich nicht ziehen lassen. Warum sagt Reiner nicht endlich mal was? Er ist doch schließlich als Bayer-Manager hier, er ist doch derjenige, der mich nicht freigeben will! Ich fühle mich beschissen und würde den Raum am liebsten verlassen.

Wir sitzen alle um diesen riesigen Tisch. Ich weiß nicht, die wievielte Zigarette ich rauche, der Qualm zieht bereits in dünnen Schwaden an den holzvertäfelten Wänden entlang, obwohl Mayer-Vorfelder neben mir der Einzige am Tisch ist, der sich ebenfalls eine angesteckt hat. Ich fühle mich beobachtet. Von allen Seiten schauen sie auf mich. Nicht die anderen, die gerade wild miteinander diskutieren. Es sind die ausgestopften Tierköpfe: Hirsche, Widder und sonstige Jagdtrophäen, die an den Wänden hängen. Ihre toten Augen unter den teils gewaltigen Hörnern starren mich aus dem ganzen Raum an. Egal, wo ich hinschaue: Fast überall sind diese Schädel! Mein Blick wandert nervös durch den Raum. Glas gibt es nur in meinem Rücken, wo eine Fensterfront den Blick auf einen Garten und ein angrenzendes Waldgebiet freigibt. Mayer-Vorfelder hat diesen Ort in der Nähe von Köln ausgesucht, ich war noch nie vorher hier gewesen. Auf der Fahrt hatte Reiner von einer dicken Villa gesprochen. Das trifft es ziemlich gut. Der nächste Nachbar wohnt ein paar Hundert Meter entfernt, der gigantische Garten und der Wald schirmen das Anwesen von anderen Häusern ab. Offensichtlich hatten sogar

einige Journalisten Schwierigkeiten, diesen abgeschiedenen Ort zu finden. Als Reiner und ich mit dem Auto das Schmiedeeisentor vor der Villa passierten, spürten uns nicht mal zehn von ihnen mit ihren Kameras und Fotoapparaten auf.

Das Haus nennt sich Villa Himmelseher, benannt nach dem Besitzer Erwin Himmelseher. Himmelseher kümmert sich seit etlichen Jahren bei großen Sportverbänden wie der FIFA oder dem DFB um die Versicherungen. Jetzt benötigt der DFB keine neuen Haustrat- oder Unfallversicherung. Er braucht eine Überlebensversicherung: einen neuen Bundestrainer. Und eigentlich glaubten alle, dass ich es mache. Sogar Uli hat sich trotz unserer ganzen Vorgeschichte in den letzten Tagen für mich starkgemacht.

Er nimmt erst mal einen großen Schluck von seinem Wasser. Gerade eben habe ich die vorgefertigte Mitteilung von Bayer Leverkusen verlesen, später soll sie an die Presse gehen. Normalerweise brauche ich kein Blatt Papier mit vorgeschrriebenem Text, um irgendetwas vorzutragen. Diesmal klammerten sich meine Finger daran. Die vom DFB und mir »gewünschte sofortige Freigabe für das Amt des Bundestrainers« werde »definitiv abgelehnt«, steht dort. Das ist natürlich ein Hammer.

Mittlerweile glaube ich selbst, dass es so am besten ist. Es ist völlig verrückt. Ich hatte mir nie etwas Größeres vorstellen können, als Bundestrainer zu werden. Ich war mir sicher, dass das die Chance meines Lebens ist, ein Traum, der in Erfüllung gehen sollte. Nicht mal zwei Wochen ist es her, dass sich die Nationalmannschaft mit einem 0:3 gegen eine portugiesische B-Elf aus der Europameisterschaft in den Niederlanden und Belgien verabschiedet hat – ohne einen einzigen Sieg in der Vorrunde. Ein solches Debakel hatte es bis dahin noch nie gegeben. Einen Tag nach der Pleite trat Erich Ribbeck als Bundestrainer zurück. Und ich bin als sein Nachfolger ausgewählt worden. Beckenbauer, Rummenigge, Hoeneß – alle sind für mich. Der ganze FC Bayern steht hinter Christoph Daum: Wenn mir das vor wenigen Wo-

chen jemand so gesagt hätte, hätte ich ihn wahrscheinlich an die nächste Klapsmühle verwiesen. Gefühlt gibt es seit Tagen in den Zeitungen kein anderes Thema mehr.

Trotzdem steht mein Entschluss fest: Ich werde es nicht machen. Und das fühlt sich alles in allem vernünftig an, glaube ich, wobei, tue ich das wirklich? Zumindest versuche ich mir das immer und immer wieder einzureden. Ist doch halb so wild, Christoph, du hast doch bereits einen tollen Job, oder? Mit Leverkusen spielen wir nächste Saison wieder in der Champions League, vielleicht klappt es endlich mal mit dem ersten Meistertitel. Ballack bleibt, Kirsten bleibt, Zé Roberto bleibt, und vielleicht bleibt sogar Emerson. Bundestrainer kann ich ja irgendwann später immer noch werden. Oder etwa nicht?

»Ha, ha, ha«, das typische Lachen von Mayer-Vorfelder bricht das Schweigen im Raum. »Das ist ja mal wieder ein klassischer Daum. Wenn eine sofortige Freigabe nicht möglich ist, dann sprechen wir jetzt also über den Zeitpunkt des Amtsantritts?«

Ich hasse es, nicht die Kontrolle zu haben. Als Trainer musst du sie immer haben, sonst ist das der Anfang deines Endes. Hier entgleitet sie mir. Ich habe das Gefühl, dass ich hin und her gezerrt werde. Ich habe doch gerade eine klare Absage verlesen, »definitiv« stand da, oder etwa nicht? Und jetzt soll ich trotzdem Bundestrainer werden, nur zu einem späteren Zeitpunkt? Ich komme mir wie der einsamste Rufer im Wald vor. Eigentlich geht das seit Tagen so.

Es fing bereits an, bevor die EM für die deutsche Mannschaft vorbei war. Schon nach dem zweiten Gruppenspiel lief es auf ein Desaster hinaus. Erst ein mageres 1:1 gegen Rumänien, dann ein 0:1 gegen England. Die Zeitungen schrieben, dass die Mannschaft zu alt, zu langsam und ohne jede Perspektive sei. Kurz vor dem Portugal-Spiel lud Mayer-Vorfelder mich ins deutsche EM-Quartier im holländischen Vaals in der Nähe von Aachen ein. Natürlich imponierte mir sein Interesse. Seit unserer gemein-

samen Zeit beim VfB Stuttgart ist MV, wie man ihn nennt, ein väterlicher Freund für mich. Und jetzt hatte er also mich dazu auserkoren, die Nationalmannschaft aus der größten Krise ihrer Geschichte zu führen. Ohne Risiko war der Job nicht, da konnte man sich als Trainer ganz schön die Finger verbrennen. Dennoch war ich in meinem Innersten der festen Überzeugung, dass ich es schaffen könnte. Gedanklich machte ich bereits die ersten Pläne, wie ich die Mannschaft umkrepeln würde, wie sich das Training ändern müsste, und so weiter. Irgendwann drehte sich alles immer schneller: Jeden Tag sprach sich ein neuer sogenannter Experte für mich aus. Doch es gab ein Problem: Bayer hatte von Anfang an klargemacht, dass sie mich nicht freigeben würden. Darum wurde dann über eine Doppelfunktion geredet, zumindest für ein Jahr, bis ich frei wäre. Ich fand die Idee gar nicht so schlecht.

»Alles Denkbare ist machbar«, habe ich gesagt. Ein typischer Daum-Spruch. Warum auch nicht? Mal ganz ehrlich: Wer würde sich für solch eine Chance nicht verbiegen? So was kommt nur einmal im Leben, redete ich mir ein. Außerdem wäre es ja nur für ein paar Monate. Aber je länger sich das alles hinzog, desto unwohler fühlte ich mich damit. Obwohl die Stimmen meiner prominenten Unterstützer immer lauter wurden. Die Bayern-Fraktion forderte mich immer deutlicher als Bundestrainer – und genauso deutlich lehnte Bayer meine Freigabe weiterhin kategorisch ab. Reiner wollte mich unbedingt für eine weitere Saison als Cheftrainer in Leverkusen halten.

Es herrschten chaotische Zustände. Erst sagte Beckenbauer, den Job in Doppelfunktion auszuführen, wäre totaler Schwachsinn, dann konnte er sich es auf einmal doch wieder vorstellen. Es war typisch Beckenbauer: Der Franz wechselte manchmal seine Meinung wie seine Socken.

Für die Medien waren das natürlich Festtage. Meine eigenen Zweifel wurden immer größer. Sollte ich wirklich beides gleichzeitig machen? Würde ich dann nicht zwischen den Stühlen sit-

zen? Du bist nicht richtig bei Bayer und nicht richtig beim DFB, dachte ich. Das konnte nur ungut ausgehen. Selbst ein Jahr auf den Job zu warten, also so lange, bis mein Vertrag in Leverkusen auslief, konnte gefährlich sein. Ich würde die ganze Zeit unter Beobachtung stehen, jeder noch so kleine Fehler würde mit der Lupe untersucht werden. Und wo keine Fehler wären, würden trotzdem welche gefunden werden. Da war ich mir sicher. Außerdem redete Reiner immer wieder auf mich ein. Das ist eigentlich nichts Besonderes, weil Reiner fast immer redet, wenn er nicht gerade isst. Anstatt mich zum DFB ziehen zu lassen, riet er mir mehr und mehr von der angedachten Doppelfunktion ab. Er wollte sogar meinen Vertrag in Leverkusen verlängern. Also fand ich mich irgendwann damit ab, Trainer bei Bayer zu bleiben. Besser, als ein Jahr lang auf der Herdplatte zu sitzen. So hatten Reiner und ich das alles kurz vor diesem Treffen hier besprochen. Du liest die Mitteilung vor, und dann wird sich das erledigt haben, meinte er.

Jetzt merke ich, wie sich alles dreht. Nichts hat sich erledigt. Alle reden immer lauter durcheinander. Plötzlich quatscht Reiner ohne Punkt und Komma davon, dass er mich schon immer für den besten Bundestrainer gehalten habe. Habe ich einen Hörfehler? Knickt er jetzt ein, weil plötzlich MV, Hoeneß und Rummenigge mit am Tisch sitzen? Alles, was Reiner und ich vorher geklärt haben, bricht gerade zusammen. Mir fehlen die Worte, und das kommt seltener vor als eine Sonnenfinsternis. Meine Augen wandern zwischen den einzelnen Köpfen hin und her: Reiner erzählt ein Anekdotchen, Uli grätscht dazwischen, dann sehe ich wieder diesen riesigen Widderschädel an der Wand – es ist Wahnsinn. Am liebsten würde ich aus dem Raum rennen: Vielen Dank für das Interesse an mir, vielleicht sieht man sich ja noch mal, tschüss! Aber ich scheine am Stuhl festzukleben. Niersbach schlägt jetzt vor, dass Bernd Schuster für das eine Jahr den Übergangstrainer machen könnte, also so lange, bis ich frei wäre. Das findet keinen Konsens. Schuster ist zwar gerade ohne Job,

hat bisher aber kaum Erfahrungen als Trainer gesammelt. »Nicht nah genug am deutschen Fußball dran« ... »keine Unterstützung in der Öffentlichkeit« ... »zu jung«: Ich nehme nur noch einzelne Fetzen der Diskussion wahr. Das Ganze nimmt eine völlig unerwartete Wendung. Es ist gerade mal ein paar Minuten her, dass ich den Zettel mit der eindeutigen Absage verlesen habe. Habe ich etwa Finnisch geredet? Denn jetzt scheint allen plötzlich klar zu sein, dass ich im nächsten Jahr neuer Bundestrainer werde. Es geht inzwischen nur noch darum, jemanden für die Monate dazwischen zu finden.

»Was haltet ihr von Herbert Neumann?«, fragt nun Horst R. Schmidt. Er ist der Generalsekretär des DFB, Niersbach der Pressesprecher. Ihre Karrieren sind gewissermaßen ähnlich zu meiner verlaufen: Beide haben nicht besonders gut Fußball gespielt, trotzdem schafften sie es in den Spitzengruppen. Aber Herbert Neumann? Der hat als Spieler zwar immerhin ein Länderspiel vorzuweisen, seine Vita als Trainer liest sich jedoch alles andere als glorreich.

»Nein, der kommt nicht infrage«, wehrt Uli ab.

Das Seltsame ist, dass ich wirklich keinen Ton rausbringe. Ich erkenne alles, ihre aufgeregten Diskussionen, Ulis Grübelmiene, Reiners aufgeblasene Backen, Rudis wachsamen Blick und Rummenigge, der alles aufmerksam verfolgt. Und ich? Ich sage nicht, was ich gerade denke, und frage mich gleichzeitig, ob sich das überhaupt in Worte fassen ließe. Ich hatte mich doch eigentlich damit abgefunden, dass ich nicht Bundestrainer werde. Und eins ist klar: Es war alles andere als leicht, sich damit abzufinden. Aber so war es nun mal, und es geht mir ja nicht schlecht in Leverkusen. Reiner und ich hatten doch extra verabredet, dass er mich bei meiner Absage unterstützen würde! Jetzt erkenne ich ihn nicht wieder – und mich selbst noch viel weniger. Ich sitze stumm da und sage fast nichts, dabei bin ich alles andere als ein sprachloser Typ. Ich spüre ein Gefühl der Machtlosigkeit in mir

aufsteigen. Man muss sich das mal vorstellen: Da sitzen die wichtigsten Leute des deutschen Fußballs und setzen alle Hoffnungen in dich als Bundestrainer. So groß sind diese Hoffnungen, dass sie bereit sind, ein Jahr lang auf dich zu warten. Wer hätte da widersprochen?

Also sitze ich hier und schweige. Ich komme mir vor wie ein Umfaller, und das bin ich eigentlich nicht. Ich versuche, so klar wie möglich zu denken. Du wolltest den Job doch von Anfang an haben, Christoph. Du bist genau der Richtige dafür. Alle stehen hinter dir und trauen es dir zu. Was willst du mehr? Trotzdem würde ich ein Jahr in der Warteschleife hängen. Verliere ich mal zwei Spiele nacheinander mit Leverkusen, würde es direkt Diskussionen geben: Ist Christoph Daum wirklich der richtige Bundestrainer? Sollte man nicht doch noch mal über Alternativen nachdenken? Und außerdem ... ist das wirklich ein so großes Problem? Klar, Reiner und ich hatten vor diesem Treffen genau diese Bedenken. Aber nicht mal Reiner selbst redet jetzt noch davon. Was sind schon elf Monate unter dem Brennglas, wenn du die Unterstützung von Beckenbauer, Hoeneß, Rummenigge und MV hast?

»Du bist der Beste«, meint Reiner.

»Wir sind nur wegen dir hier«, sagt Rummenigge.

MV ist sowieso auf meiner Seite.

Und Rudi findet: »Es gibt keine bessere Lösung als dich.«

Es wären wirklich nur ein paar mickrige Monate, dann könnte ich die Nationalmannschaft in eine neue Ära führen. In meinem Kopf rast eine Achterbahn. All die Bedenken, dass das mit einem Jahr Überbrückung nur schlecht für mich ausgehen konnte, werden plötzlich von den Perspektiven überlagert, die sich mir eröffnen: Vielleicht könnten wir schon bei der Weltmeisterschaft 2002 wieder um den Titel mitspielen. Ich würde alles umkrempeln, junge Spieler einladen, mein eigenes Trainerteam aufbauen. Je mehr ich darüber nachdenke, desto besser gefällt mir diese Per-

spektive. Jetzt braucht es nur noch jemanden, der ein Jahr lang den Posten für mich übernimmt. Noch immer diskutiert die Runde über alle möglichen Namen, ohne dass ein Konsens gefunden wird. Bis mir auf einmal ein Geistesblitz kommt.

»Rudi, was ist denn mit dir?«, sage ich. Alle schauen mich überrascht an. Ich habe schließlich eine gefühlte Ewigkeit nichts mehr gesagt. »Du bist Sportdirektor in Leverkusen, und wir hätten kurze Wege und könnten alles besprechen, was die Nationalmannschaft angeht. Es wären nur sechs Spiele, dann übernehme ich.«

Rudi sieht mich entgeistert an, so als hätte ich ihm gerade erzählt, dass er sich den Schnauzer abrasieren soll.

»Auf gar keinen Fall! Wenn ich das meiner Frau erzähle, dann schmeißt die mich raus!«

»Okay«, sagt Reiner. »Dann rufen wir die Sabrina einfach mal an und fragen nach.«

Tatsächlich wäre Rudi die Ideallösung. Nicht nur, weil ich ein absolutes Vertrauensverhältnis zu ihm habe. Er war einer der besten Stürmer, die Deutschland je hatte, Weltmeister 1990, Champions-League-Sieger mit Olympique Marseille 1993. Wegen seiner Dauerwelle wurde ihm während seiner aktiven Karriere der Spitzname Tante Käthe verpasst. Ganz Fußball-Deutschland kennt und liebt Rudi. Es hätte wohl kaum jemand etwas dagegen, wenn er das für ein Jahr machen würde. Rudi hat zwar noch nie als Trainer gearbeitet, er besitzt noch nicht mal einen Trainerschein, aber dann würde man ihm halt ein Jahr lang jemanden mit der Lizenz an die Seite stellen.

Mayer-Vorfelder unterstützt meinen Vorschlag vehement, die anderen scheinen auch einverstanden zu sein. Reiner, Rudi und ich verziehen uns für das Telefonat in den Garten. Reiner wählt schon Sabrinas Nummer. Er erklärt ihr die brisante Situation, in der sich der deutsche Fußball befindet. Nur ein Jahr müsse der Rudi das machen, er sei der Tollste, der Schönste und sowieso die beste Lösung für alle Beteiligten. Ohne Punkt und Komma über-

rollt er Sabrina mit seinen Argumenten, typisch Reiner, er redet und redet, Sabrina kommt kaum zu Wort.

»In Gottes Namen«, unterbricht sie ihn schließlich so laut, dass wir fast jedes Wort hören können. »Wenn das so ist, dann soll er es eben für ein Jahr machen. Aber länger nicht!«

Ich sehe ein paar Schweißperlen auf Rudis Stirn, und ich kann mir verdammt gut vorstellen, wie er sich gerade fühlt. So sieht man offenbar aus, wenn andere in deinem Namen entscheiden. Die Sache ist eingetütet.

Als wir schließlich die Villa verlassen, kommen wir an einem Eisbären vorbei. Zum Teufel, steht da wirklich ein Eisbär?! Ich zucke kurz zusammen, tatsächlich, das riesige Vieh steht im Flur – noch so eine Trophäe von Himmelseher, der wohl gerne auf Großwildjagd geht, um von seinem Job als Versicherungskaufmann abzuschalten. Der gewaltige Eisbär sieht aus, als würde er mich gleich auffressen wollen. Er steht nur auf seinen Hinterbeinen und hat die Vorderpfoten zum Angriff bereit in die Luft gestreckt, das Maul weit aufgerissen. Er ist über zwei Meter groß. Ich mache einen Bogen um das mächtige Tier und schaue es fast schon ehrfürchtig an. Dass er da wirklich steht, ist so sicher wie der Entschluss, den wir an diesem seltsamen Ort gefasst haben. Die Stimmung auf dem kurzen Weg zu unseren Autos ist gelöst, sogar Uli sieht entspannt aus, vielleicht ist es einfach die Erleichterung, dass eine Entscheidung getroffen wurde. Gleich soll die Öffentlichkeit erfahren, worauf wir uns hier geeinigt haben: Rudi Völler wird bis zum 31. Mai 2001 Interims-Bundestrainer, danach übernehme ich. Im Müngersdorfer Stadion in Köln ist eine Pressekonferenz angesetzt, und schon auf dem Gang zum Medienraum werden wir von mehreren Kamerateams empfangen. Der Raum platzt aus allen Nähten. Die Journalisten, die keinen Sitzplatz mehr bekommen haben, hocken einfach auf dem Boden.

Ich muss innerlich schmunzeln, als Rudi sagt: »Ja, ich gebe zu, dass ich vor dem Gespräch nicht damit gerechnet habe.«

Geht dir nicht alleine so, denke ich. Rudi sitzt auf dem Podium rechts neben mir, links von mir sind MV, Rummenigge und Niersbach, der die Veranstaltung moderiert. Wir blicken in etliche Kameras und aufgeregte Journalistengesichter. Ich kann mir vorstellen, was die meisten denken: Der Daum ist am Ziel seiner Träume, bald wird er Bundestrainer sein, er wollte doch nie was anderes. Natürlich ist das auf eine Art und Weise richtig. Andererseits ahnt hier niemand, dass ich erst vor ein paar Stunden auf unserem Geheimtreffen meine unmissverständliche Absage verlesen habe ...

Die Zweifel bleiben noch immer. Ich will diesen Job, das ist klar. Ich bin genau der Richtige, davon bin ich überzeugt. Aber was passiert in diesem einen Jahr, in dem ich darauf warten muss, das Ruder zu übernehmen? Was ist, wenn Rudi außergewöhnlich erfolgreich ist? Oder wenn der Erfolg in Leverkusen ausbleibt? Will man mich dann überhaupt noch? Und kann ich mir der Unterstützung der Bayern wirklich sicher sein? Die Auslöser der Kameras klackern wie verrückt, als ich den Raum wieder verlasse. Elf Monate sind eine lange Zeit, um auf die Erfüllung eines Traums zu warten.

Auszug aus dem DFB-Protokoll über das Treffen in der Villa Himmelseher



AKTENNOTIZ

über eine Besprechung am 02.07.2000 in Königsdorf bei Köln

Teilnehmer: FC Bayern München

Bayer 04 Leverkusen

DFB

Uli Hoeneß

Karl-Heinz Rummenigge

Reiner Calmund

Rudi Völler

Christoph Daum

Gerhard Mayer-Vorfelder

Horst R. Schmidt

Wolfgang Niersbach

Ich halte im Folgenden die wichtigsten Ergebnisse des Meinungsaustausches im Hause Himmelseher fest.

1. Christoph Daum übernimmt ab 01. Juni 2001 die Aufgabe des Bundestrainers des DFB für einen Zeitraum bis zum 30.06.2004. Darüber hinaus kann eine Verlängerungsoption bis zum 30.06.2006 verabredet werden. Die Bundesliga-Saison 2000/2001 findet mit dem letzten Spieltag am 19.05.2001 ihren Abschluss, für den 26.05.2001 ist das DFB-Pokal-Endspiel angesetzt, so dass Christoph Daum sich ab diesen Zeitpunkten bereits in die Arbeit mit der Nationalmannschaft mit einschalten und die Mannschaft anlässlich der Qualifikations Spiele am 02. und 06. Juni 2001 in Helsinki gegen Finnland und in Tirana gegen Albanien betreuen kann.
2. Christoph Daum betreut die Lizenzspielermannschaft von Bayer 04 Leverkusen in der laufenden Saison vollverantwortlich und steht in dieser Zeit für das operative Geschehen um die Nationalmannschaft nicht zur Verfügung.
3. Für einen Zeitraum von etwa 10 Monaten wird Rudi Völler als Teamchef der Nationalmannschaft arbeiten, ihm wird ein im Besitz der Fußball-Lehrer-Lizenz befindlicher Trainer beigeordnet, der die praktischen Trainingsarbeiten usw. erledigt. Christoph Daum und Rudi Völler werden sich im Hinblick auf den Neuaufbau der Nationalmannschaft beraten. Neu zu entwickelnde Konzepte werden mit Christoph Daum abgestimmt.

TEIL EINS:

Aufstieg und Fall

Lizenz Nr. 1398

Der Weg in die Bundesliga

Mutter weckte mich mitten in der Nacht. Sie hielt den Zeigefinger vor ihren Mund, ich durfte keinen Ton sagen. Im Bett gegenüber schlief mein Bruder Eberhard, vor allem aber durfte Vater nicht aufwachen. In etwas mehr als zwei Stunden würde seine Schicht als Umwalzer im Kabelwerk beginnen, ein knallharter Job, für den er seinen Schlaf benötigte. Mutter und ich schlichen auf Zehenspitzen in unser Wohnzimmer. Trotz der ungewöhnlichen Uhrzeit war ich hellwach. Ich fragte mich, ob er wirklich so gut war, wie es seine große Klappe vermuten ließ? Immer wieder hatte ich von seinen Sprüchen in den Zeitungen gelesen, dass er sich für den Größten hielt und so weiter, jetzt würde ich ihn das erste Mal live erleben. Während ich voller Spannung in meinem Schlafanzug auf dem Sofa wartete, ging Mutter in die Küche und brachte mir einen heißen Kakao und ein Butterbrot mit etwas Salz, mein Lieblingsfrühstück. Dann stellte sie endlich den Fernseher an. Ganz leise, damit niemand etwas hörte. Anschließend tappte sie im Halbdunklen zurück ins Bett.

Nur das Schwarz-Weiß-Bild des Fernsehers spendete etwas Licht, draußen war es noch stockfinster. Als er das erste Mal im Bild auftauchte, war ich total überrascht: Das sollte Muhammad Ali sein? Das war der Kerl, der sich selbst als »der Größte der Welt«, »der Größte aller Zeiten« bezeichnete? So sah ein Großmaul aus? Ich hatte mir Ali größer, breiter und größer vorgestellt, so wie Großmäuler in meinen Augen halt aussahen. Stattdessen

sah ich einen grazilen Boxer – und wie er tänzelte! Es war Alis zweiter Kampf gegen Sonny Liston, ein Ex-Knacki mit brutalem Schlag, und Ali tanzte einfach die ganze Zeit um Liston herum. Anstatt zuzuschlagen, wich er aus, anstatt draufzugehen, wartete er ab. Ich schaute mit offenem Mund zu. Und dann, wie aus dem Nichts, erwischte Ali Liston mit der rechten Faust an der Schläfe. Ich wollte gerade den ersten Schluck vom Kakao nehmen, als Liston zu Boden ging. Er wirkte völlig benommen. Nach nicht mal zwei Minuten war der Kampf vorbei. Ich konnte es nicht glauben: Das war's jetzt? Ich war mitten in der Nacht aufgestanden, um einen Boxkampf zu sehen, stattdessen zeigte das Fernsehen eine Machtdemonstration. Ich war fasziniert, und vor allem war ich sauer. Was sollte ich denn jetzt mit der restlichen Zeit anfangen, bis ich in die Schule musste? Was für ein Scheiß. Es war Mai 1965, ich war elf Jahre alt.

Auf der Straße tänzelte niemand wie Ali.

Wir wohnten damals in einer 60-Quadratmeter-Wohnung in Duisburg-Beeck, direkt gegenüber vom Friedhof: Vater, Mutter, mein Bruder Eberhard, unser Stiefbruder Ralf und ich. Kurz darauf zogen wir ein paar Kilometer weiter in eine Doppelhaushälfte nach Beeckerwerth, Koblenzer Ring 6. Es gab dort mehr Platz und sogar einen kleinen Garten, die Umgebung blieb die gleiche. Um uns herum dampften die Hochöfen der Stahlkocher, wo die Väter meiner Freunde arbeiteten. Es herrschte ein raues Klima. Wer nicht aufpasste, hatte eine sitzen. Unsere größten Rivalen nannten wir Barackis, weil sie in hölzernen Behelfswohnungen direkt an der Emscher wohnten. Die Barackis waren hauptsächlich Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. Unter ihnen waren auch Nachfahren der sogenannten Ruhrpolen, die seit Ende des 19. Jahrhunderts in den Pott gekommen waren, um als Bergleute oder Hüttenknechte zu arbeiten. Niemand hier achtete sie, man erzählte sich keine guten Geschichten über die Barackis. In Duisburg wimmelte es von ihnen, und wenn wir uns

draußen begegneten, ging es zur Sache. Das waren grobe Jungs, mehr Liston als Ali. Genau wie Eberhard, er ist nur knapp ein-einhalb Jahre älter als ich, aber schon damals war er ein echter Schrank. Ich dagegen war ein schmächtiger Kerl mit dünnen Armen, keiner, der mit erhobener Faust in die Schlacht stürmte. Den Respekt meiner Freunde verdiente ich mir, als ich anfing, mich um die Strategie zu kümmern. Manchmal brüllte ich die Barackis aus der Ferne an, um sie zu provozieren. Wenn sie dann auf mich zustürmten, konnten meine Kumpels von der Seite über sie herfallen. Ich bin nicht stolz darauf, doch so lief es damals, und die Barackis waren auch nicht gerade zimperlich. Die Lage aus-zuspähen oder die Fluchtwege zu erarbeiten für den Fall, dass wir den Kürzeren zogen, gehörte zu meinen Stärken. Schneller als die anderen war ich ohnehin. Probleme bekam ich nur, wenn ich den Barackis alleine begegnete.

Einmal schickte mich Vater nach einer seiner langen Schichten zum Bierholen. Als ich wieder auf dem Heimweg war, klapperten die Pullen in meinem kleinen Beutel. Plötzlich standen zwei Barackis vor mir. Von den drei Flaschen ließen sie mir eine, die anderen beiden kippten sie sich vor meinen Augen rein. Hätte ich nur ein Wort gesagt, ich wäre verdroschen worden. Doch Mitleid brauchte ich zu Hause nicht zu erwarten. Es machte keinen Sinn, herumzuheulen, wenn mein Vater nach zehn Stunden Arbeit nur ein Pils bekam. Er schuftete jeden Tag für die Familie, und wenn er zurückkam, arbeitete er am Haus oder an seinem Auto weiter. Meistens halfen Eberhard und ich dann mit. Ich lernte zu hämmern, zu schrauben, zu mauern und zu schweißen, und es war erst Feierabend, wenn die Dinge fertig waren oder die Sonne unterging. Ich vermute, dass der Grundstein für meine spätere Arbeitswut hier gelegt wurde. Wir wuchsen mit Sprüchen auf wie »Ohne Fleiß kein Preis«, fast jeden Tag bekamen wir sie zu hören. Nur Mitgefühl bekamen wir selten. Wenn ich mit einem blauen Auge, einer schlechten Note oder eben nur einer Flasche

Bier nach Hause kam, gab es Ärger oder Prügel, und nicht etwa die Frage: Oh Gott, wie konnte das denn passieren, mein Kleiner?

Vater konnte auch ganz anders. Sonntagmorgens fuhren wir manchmal auf einen Minigolfplatz in Homberg. Dann fühlte ich mich wohl an seiner Seite. Später kam er gerne mit zu meinen Fußballspielen und klatschte sogar kurz, wenn ich ein Tor schoss. Ab und an tauchte mein Name in den kleinen Spalten im Sportteil der Lokalzeitungen auf. Es gab für mich nichts Größeres, als ihn dort zu entdecken. »Vatter, schau mal, ich steh schon wieder drin!«, sagte ich dann. Manchmal nickte er anerkennend. Einige Artikel habe ich bis heute aufbewahrt.

Mein Büro in Köln ist voll mit Aktenordnern. Während meiner gesamten Trainerkarriere habe ich fast jede Besprechung mit meinen Mitarbeitern, Spielern, die Aufstellungen bei unseren Spielen und alle möglichen Trainingspläne notiert und aufbewahrt. Ich habe sogar mal einen Rentner beauftragt, Presseartikel und TV-Berichte über mich seit 1986 zusammenzutragen. Ich schreibe heute noch immer alles auf, selbst wenn es nur Inhalte banaler Gespräche sind. Das Aufschreiben gibt mir Sicherheit und lässt mich reflektieren. Außerdem kann ich damit später überprüfen, was wirklich gesagt wurde. Eins steht jedenfalls fest: Im Fußballgeschäft wird viel erzählt, wenn der Tag lang ist. Darum hat mir diese Schriftlichkeit schon häufig den Arsch gerettet.

Ich glaube, diese Akribie hat mit meiner Kindheit zu tun. In den Ferien fuhren Eberhard und ich oft zu unseren Großeltern in den Osten. Tante Hilde, die Schwester meiner Großmutter, hatte dort in dem Örtchen Lichtenstein ein Haushaltwarengeschäft, in dem ich ab und zu aushelfen durfte. Ich weiß nicht warum, aber es hat mich begeistert, dort mit zu bedienen oder im Lager zu stöbern. Für mich war das wie ein Spielparadies. Außerdem bewahrte Hilde immer alles auf, jeden Bon, jede Rechnung, und alles, was sie bestellte oder plante, schrieb sie in ein großes Buch. »Sonst verliere ich doch den Überblick«, meinte sie. Vor Weih-